

Inklusion und Reittherapie

Lena Rosengren, Dieburg den 10.08.2010

1. Inklusion in der öffentlichen Diskussion.....	1
2. Begriffserläuterungen.....	2
2.2 Was ist in dieser Arbeit mit Inklusion gemeint	3
3. Herausforderungen an die Inklusion.....	3
3.1 „Normale“	4
3.2 Schwer erziehbare Jugendliche.....	5
3.3 Menschen mit psychischen Problemen/Drogenproblematik.....	6
3.4 Menschen mit Behinderungen.....	8
4. Potenziale	
4.1 „Volksheim“ Schweden.....	8
4.2 Generationendörfer.....	10
4.3 Inklusionsräume der Reittherapie.....	11
6. Fazit.....	15

1. Inklusion in der öffentlichen Diskussion

Das Thema Inklusion ist essentiell in der Behindertenarbeit und im Bildungswesen. Die UNESCO, sowie verschiedene Vereinigungen wie die Lebenshilfe fordern dazu auf, Chancengleichheit für alle zu schaffen. Anfang 2009 schrieb die UN-Behindertenrechtskonvention unter anderem das Recht auf gemeinsame Bildung und Erziehung, sowie auf Gesundheit, Rehabilitation und Arbeit fest. In der Bildungspolitik bedeutet dies, Schulen und Unterricht so zu gestalten, dass Kinder mit und ohne Behinderung den selben Unterricht besuchen können. Um Inklusion in Deutschland zu ermöglichen wurden öffentliche Einrichtungen umgebaut, damit eine Infrastruktur entsteht, in der Menschen mit Behinderung so selbstständig wie möglich leben können. Gleichzeitig wird an der Regionalisierung gearbeitet. Zum Beispiel werden große Wohneinrichtungen für Menschen mit Behinderung aufgelöst und die Menschen in kleineren Wohnungen in Ortskernnähe angesiedelt, um sie mehr in die Gemeinschaft einzubinden. Durch die Diskussion über die Begriffe Inklusion, Teilhabe und Selbstbestimmung ist in den vergangenen Jahren viel Bewegung in die Politik für behinderte Menschen gekommen. Viele Organisationen und Verbände, die aus den Bewegungen der 70er Jahre entstanden sind, haben sich kontinuierlich weiterentwickelt. Mit ihren Projekten, die konkret zeigen, wie Inklusion im Alltag gelingen kann, sind sie ein wichtiger Bestandteil bei der Umsetzung von Inklusion geworden. Als eine der ersten Organisationen in Deutschland hat die „Aktion Mensch“ erste

Ideen zur Inklusion umgesetzt, indem sie am 1. März 2000 ihren Namen von „Aktion Sorgenkind“ in „Aktion Mensch“ änderte. Als Zeichen dafür, den Menschen zu sehen und nicht das „Sorgenkind“. Die „Aktion Mensch“ unterstützt und fördert Projekte, welche die Lebensqualität von Menschen mit Behinderungen, Menschen mit sozialen Schwierigkeiten, Kindern und Jugendlichen verbessern.

2. Begriffserläuterungen

„Inklusion meint die Abkehr von der Zwei-Gruppen-Theorie und somit die optimierte und erweiterte Integration“ (Sander 2004, 11). Demnach gibt es keine Randgruppen, sondern eine große Gemeinschaft. Faktisch bedeutet das, dass nicht mehr in Regelschule und Sonderschule unterteilt wird und Arbeitsplätze speziell für Behinderte abgeschafft werden, dafür werden Arbeitsplätze auf dem regulären Arbeitsmarkt geschaffen. Inklusion fordert die Einbeziehung und Zugehörigkeit aller Menschen, ungeachtet ihres Geschlechts, ihrer sozialen und kulturellen Herkunft, ihrer sexuellen Präferenzen, ihrer Begabungen oder ihrer Behinderung (vgl. Dieter Katzenbach, Joachim Schroeder 2007 und Feyerer 1998, S. 67). Die Gemeinschaft ist somit ein heterogenes Gemisch aus verschiedenen Charakteren mit unterschiedlichen Eigenschaften und Fähigkeiten. Inklusion zielt darauf hin, dass die zu Integrierenden bereits ein fester Bestandteil der Gesellschaft sind. Die Teilhabe Benachteiligter an der Gesellschaft ist gesetzlich zugesichert. Eine uneingeschränkte Mitwirkung am gemeinschaftlichen Leben soll damit ermöglicht werden. Inklusion ist demnach für die Gesellschaft von hoher Relevanz. Nichtsdestotrotz werden Menschen immer noch in Randgruppen eingeordnet, da im Gesetz Defizite aufgegriffen und Personengruppen stigmatisiert werden.

2.1 In Abgrenzung der Begrifflichkeiten

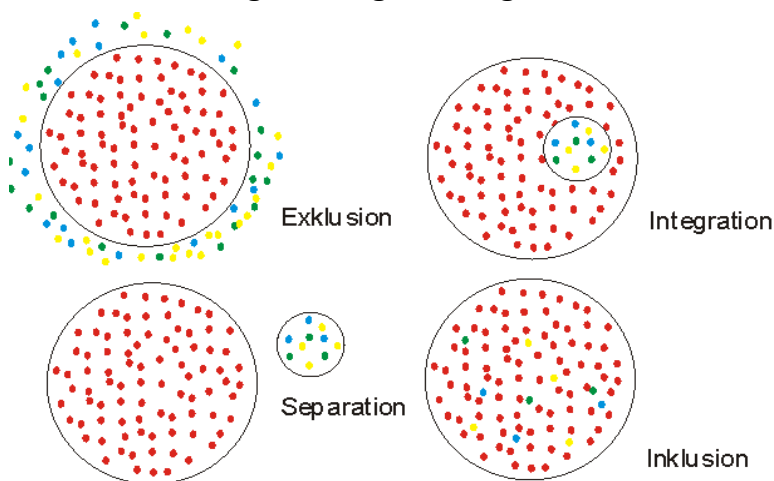


Abb. 2.1

(vgl. <http://www.gew-wug.de/veranstaltungen/inclusion/inklusion.gif>)

Integration heißt Wiederherstellung eines Ganzen (vgl. Graumann 2002, S. 83). Behinderte Kinder werden im regulären Unterricht mit einbezogen und durch integrative Maßnahmen dazu befähigt, sich in eine (Klassen-) Gemeinschaft einzufügen. Das Anders sein ist hierbei jedoch noch immer Thema (vgl. Abb 2.1). Im Gegensatz zur Inklusion bei der das Ganze nicht wieder hergestellt werden muss, sondern bereits vorausgesetzt ist. Der Unterricht ist generell so gestaltet, dass alle die selben Voraussetzungen haben, welche so formuliert sind, dass jeder sie erreichen kann.

Die *Exklusion* meint den Ausschluss von Einzelnen aus einem gesellschaftlichen System (vgl. Abbildung 2.1). Kinder mit Behinderungen werden völlig aus dem Bildungs- und Erziehungssystem ausgeschlossen, sie haben kein Recht auf Bildung und sind von der Schulpflicht befreit.

Die *Separation* meint die Teilung der Gesellschaft in verschiedene Systeme (vgl. Abb. 2.1), homogene Gruppen werden zusammengefügt. Um den größtmöglichen Erfolg gewährleisten zu können wird z.B. in Schulklassen in Sonderschulen und Förderklassen selektiert oder die Kinder voneinander in Haupt-, Realschule und Gymnasium getrennt. Bei den Erwachsenen ist es die Trennung in unterschiedliche Arbeitsbereiche, Arbeitsplätze für Menschen mit geistiger oder psychischer Behinderung in speziellen Werkstätten für Menschen mit Behinderung.

2.2 Was ist in dieser Arbeit mit Inklusion gemeint

Inklusion ist die erwünschte Heterogenität einer Gesellschaft. Sie verkörpert die Akzeptanz aller Menschen ohne Berücksichtigung ihrer Beeinträchtigungen. Eine Gemeinschaft, die es versteht Potentiale zu nutzen. Inklusion bedingt und wird bedingt durch jeden Einzelnen, sie beschreibt die gleiche Wertigkeit aller Individuen, ohne dass dabei Normalität vorausgesetzt wird. Normal ist vielmehr die Vielfalt, das Vorhandensein von Unterschieden. Die einzelne Person ist nicht mehr gezwungen, nicht erreichbare Normen zu erfüllen, vielmehr schafft die Gesellschaft, durch das Zusammenleben und der Umgang miteinander, Strukturen in denen sich Personen mit Besonderheiten einbringen können. Jeder bringt auf seine eigene Art wertvolle Leistungen in das System ein.

3. Herausforderungen an die Inklusion

Der Inklusionsprozess ist in Deutschland, wie bereits oben dargestellt, seit einiger Zeit im Gange. Doch unter momentanen Voraussetzungen scheint Inklusion in dem Sinne kaum realisierbar zu sein, da Erfolg, Aussehen und Wettbewerb essentieller Teil unseres Systems sind. Zwar wird aufgrund von Vorgaben aus der Politik und gesellschaftlichen Regeln (auch bedingt durch die deutsche Geschichte) mehr oder weniger auf die öffentliche Diskriminierung von Menschen mit Behinderung und Ausländern verzichtet, doch von einer heterogenen Gesellschaft mit Chancengleichheit kann nicht die Rede sein. Es bestehen Randgruppen, in die verschiedene Menschen eingeordnet und als solche gesondert behandelt werden. Leute werden gemustert und aufgrund von persönlichen Erfahrungen oder Vorurteilen in die entsprechenden Schubladen gesteckt. Geläufige Bezeichnungen sind beispielsweise „normal, schwer erziehbar, drogenabhängig, psychisch krank oder behindert“. Im Folgenden wird auf die Stigmatisierung dieser Gruppen und die daraus hervorgehende Problematik gesondert eingegangen.

3.1 „Normale“

Sofern der zentrale Kern unserer Gesellschaft denn als Normal zu bezeichnen ist, sind auch diese Menschen nicht vor den Folgen von nichtvorhandener Inklusion geschützt. Der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungserfolg, sowie schulische Selektivität in Deutschland, sind öffentlich bekannt. Im Februar 2006 empfahl der UN-Sonderberichterstatter Vernor Munoz der Bundesregierung, „das [selektive] mehrgliedrige Schulsystem, das [...] zu einer Form der De-Facto-Diskriminierung führen könnte, noch einmal zu überdenken“ (GEW, 2007). Weiterhin warnt eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung vor einer neuen Klassengesellschaft in Deutschland: Die Kluft zwischen arm und reich, gebildet und bildungsarm klafft.

Die Scheu davor, sich mit sozial Benachteiligten zu identifizieren, wird schon in der frühen Kindheit eingeleitet. Besonders hinsichtlich der Sorge von Eltern um die Ausbildung ihrer Kinder, gibt es große Unterschiede zwischen Unterschicht, Mittelschicht und Oberschicht. Eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. beweist, dass eine gleiche Bildung, entgegen der Idealvorstellung, nicht gewährleistet ist (vgl. Eltern unter Druck, 2008, Hrsg.: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.). Nach der Grundschule wird selektiert, die Kinder werden nach ihren Leistungen beurteilt und im mehrgliedrigen Schulsystem kategorisiert. „Die Selektion erzeugt das Problem, das sie lösen soll, indem sie schwächeren Schüler(inne)n Bildungsmöglichkeiten entzieht. Ihre Leistungsschwäche wird zum Anlass für zusätzliche

Selektion" (vgl. Lenhardt 2002). Je nach Bildungsweg beginnt nach und nach die Berufsausbildung. Der soziale Stand der Familie beeinflusst oft mit, welcher Beruf erlernt werden kann. In der Arbeitswelt geht der gesellschaftliche Druck weiter. Die Angst vor dem sozialen Abstieg ist groß (vgl. Holger Lengfeld und Jochen Hirschle, Die Angst der Mittelschicht vor dem Abstieg, HASG-Nr. 07/2008). Unsere Gesellschaft und die Anforderungen zeigen sich als sehr belastend. Indikator hierfür ist auch das Mobbing, dass die Gesellschaft kennzeichnet und das Arbeitsleben massiv erschwert (vgl. Heinz Leymann). Der ständige Leistungsdruck und die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes versetzt Angestellte zum Teil in enormen Stress, der immer häufiger zu psychischen Erkrankungen und vorübergehender oder längerfristiger Arbeitsunfähigkeit führt. Laut dem Wissenschaftlichen Institut der AOK (WidO), sowie einigen anderen Gesundheitsreporten, wie der BARMER, BKK, DAK und TK, kommt es in der modernen Arbeitswelt in allen Bereichen zu psychischen Belastungen. Insbesondere die Führungskräfte und Top-Verdiener der Finanzwelt sind überdurchschnittlich häufig seelisch ausgebrannt und leiden an Depressionen. Zudem leiden viele unter Angstattacken und damit verbundenen Versagensängsten. Bei Arbeitslosigkeit ist das Risiko psychisch zu erkranken deutlich erhöht. Der Verlust des Arbeitsplatzes bedeutet in Leistungsgesellschaften, wie der unseren, nicht nur eine materielle Benachteiligung, sondern in der Regel auch eine erhebliche psychische Belastung. Das Gefühl nicht mehr gebraucht zu werden, fehlende soziale Anerkennung, unregelmäßige Tagesabläufe sowie der Verlust von Kontakten und Minderwertigkeitsgefühle können dabei eine Rolle spielen. „Kein Zweifel besteht auch daran, dass Arbeitslosigkeit zu einem Ansteigen der Zahl von Selbstmorden als auch von Suizidversuchen führt [...] Weiterhin zeigt sich, dass mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit auch die Zahl der Suizide steigt" (vgl. Prof. Dr. Thomas Bronisch, Max-Planck-Institut für Psychiatrie, München).

3.2 Schwer erziehbare Jugendliche

- „Verhaltensstörung ist ein Sammelbegriff für alle Formen und Ausprägungsgrade von Fehlverhalten, vom pädagogischen Phänomen der Erziehungsschwierigkeit über psychiatrische Syndrome von Psychopathie bis hin zu schweren Formen von Verwahrlosung und Delinquenz" (vgl. Vernooij 2000, S.33).
- „Verhaltensstörung bzw. Verhaltensauffälligkeit bezeichnet ein langfristig von den entwicklungsbezogenen und gesellschaftlichen, kulturellen, ethischen Normen abweichendes Verhalten“ (vgl. Goetze 1994, S.7).

- „Dieses Verhalten kann ohne besondere pädagogisch-therapeutische Hilfe nie oder nur unzureichend überwunden werden“ (vgl. Mischke 1999, S. 149).

Verhaltensstörung wird in der ICD-10 der Weltgesundheitsorganisation WHO klassifiziert. Die Gruppe „Störungen des Sozialverhaltens“ (F91) wird als „sich wiederholendes und anhaltendes Muster dissozialen, aggressiven und aufsässigen Verhaltens charakterisiert, welches mit seinen gröberen Verletzungen die altersentsprechenden sozialen Erwartungen übersteigt. Beispiele für Verhaltensweisen, welche diese Diagnose begründen, umfassen ein extremes Maß an Streiten oder Tyrannisieren, Grausamkeit gegenüber anderen Personen oder Tieren, erhebliche Destruktivität gegenüber Eigentum, Feuerlegen, Stehlen, häufiges Lügen, Schulschwänzen oder Weglaufen von zu Hause, ungewöhnlich häufige und schwere Wutausbrüche und Ungehorsam (vgl. WHO, ICD-10, F91). In einem Artikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wird von einem Therapeuten berichtet, der in eine Wiesbadener Schule geht, um auffälligen Kindern und Jugendlichen zu helfen. Der Therapeut Joachim Raue erläutert seine Beobachtung, dass ein betreffender Schüler „seine Aggressionen nicht kontrollieren kann“, und führt dieses Verhalten darauf zurück, dass seinem Patienten sehr früh vermittelt worden sei, nicht erwünscht zu sein. „Er fühlte sich nie zugehörig, weder in der Familie noch in der Schule. „Ständig hat er sich gefragt: Darf ich sein, oder darf ich nicht sein?“ (Therapie für Jugendliche Keine Scheu vor schwierigen Schülern Text: F.A.Z., 23.11.2006).

Verhaltensgestörte Kinder werden von ihrer Umwelt als Außenseiter, Störenfriede oder Versager gesehen, denn die Öffentlichkeit denkt, solch ein Jugendlicher könne sich im Gegensatz zu einem organisch geschädigten jungem Mensch schon bemühen beziehungsweise sich besser verhalten, wenn er nur wolle. Die daraus entstehenden Ausgrenzungen, Sanktionen und Konflikte haben für die Jugendlichen schwerwiegende Folgen, denn sie beeinflussen das Verhalten und führen zu einem Teufelskreis, aus dem sie nicht mehr alleine heraus kommen (vgl. Mehringer 1992). Verhaltensauffällige Jugendliche werden auf ihr Fehlverhalten reduziert und gemieden. Durch ihre Aggressionen verbauen sie sich den Zugang nach außen und der Außenwelt den Zugang zu sich selbst. Sie haben kein Verständnis zu erwarten. Verzweiflung, Aggression, Suchtverhalten und Delinquenz werden auf diese Weise sekundär verstärkt.

3.3 Menschen mit psychischen Problemen/Drogenproblematik

Vorurteile und die Diskriminierung von Kranken haben eine lange Tradition. In mancher fundamentalistisch christlichen Gemeinde werden psychische Störungen noch heute durch

Teufelsaustreibung behandelt und Kranke entsprechend schuldig gesprochen. Das Bild von Menschen mit psychischer Erkrankung ist in der Gesellschaft geprägt von Ängsten und Vorurteilen. Psychisch Kranke werden häufig als "Irre" oder "Verrückte" abgestempelt. Bei der Wohnungs- und Jobsuche sind sie häufig benachteiligt. Erfährt das soziale Umfeld von der Erkrankung, wird Abstand genommen. Es bestehen große Vorbehalte, wenn Behandlungseinrichtungen oder Wohnstätten für psychisch Kranke in der Nachbarschaft angesiedelt werden sollen.

Aus der Stigmatisierung erwächst Diskriminierung innerhalb der Gesellschaft, die sich auf vielfältige Weise ausdrückt. Von einer Abneigung, Menschen mit einer schizophrenen Erkrankung zu beschäftigen, bis hin zur sozialen Ausgrenzung. Es ist leicht einzusehen, dass Stigmatisierung eine soziale Reintegration von Erkrankten erschwert. Durch Diskriminierung werden ihnen zusätzliche Steine in den Weg gelegt. Vielfachen Ablehnungen in Privatleben und Öffentlichkeit treiben Betroffene in die Isolation. Die Lebensqualität wird gemindert, der Krankheitsverlauf verstärkt (vgl. <http://www.psychose.de/hilfen-fuer-den-alltag-08.html>). Vorurteile gegen psychisch Kranke sind ein wesentliches Hemmnis in der Behandlung. Sie erschweren die Suche nach Hilfe und vor allem die oft zur Verhütung einer Chronifizierung notwendige Früherkennung. Vorurteile bestimmen mit, ob eine psychiatrische Diagnose akzeptiert wird, ob die Patienten bei der Behandlung mitarbeiten und wie sich Menschen, die an einer psychischen Störung leiden, in der Welt bewegen können. Nicht nur die Kranken selbst leiden massiv unter den Vorurteilen, selbst bei Verwandten von psychisch Kranken hinterlassen die Vorurteile gravierende Spuren, die das Zusammenleben massiv beeinträchtigen. Wenn Vorurteile abgebaut werden kann es leichter gelingen dass sich Menschen in schwierigen Situationen als Teil der Gesellschaft wahrnehmen. Selbststigmatisierung, das Gefühl isoliert, einsam und anders zu sein wird so vermieden. Unsicherheiten bezüglich der eigenen Identität und Integrität müssten gar nicht erst im Vordergrund stehen.

Sucht kann als ernstzunehmende Krankheit bezeichnet werden. Viele suchtkranke Menschen gelten in unserer Gesellschaft jedoch nicht als krank, sondern als Versager – ein respektvoller und wertschätzender Umgang im Alltag bleibt ihnen häufig verwehrt. Die Ursachen für Sucht sind sehr vielfältig, Betroffene haben jedoch die selben Probleme. Im Alltag suchtkranker Menschen kommt es immer wieder zu offenen oder versteckten Diskriminierungen: Bei der Suche nach Ausbildung, Arbeit und Wohnung, bei der Suche

nach Hilfe, im Gesundheitswesen, auf Sozialämtern und an den Schaltern der Krankenkassen (vgl. AST e.V.-<http://www.antistigma.de/d/was.html>). In letzter Konsequenz führen diese Erfahrungen erneut zu einem sozialen Rückzug und selbstausschluss.

3.4 Menschen mit Behinderungen

„Normale“ Menschen ohne körperliche und oder geistiger Behinderung haben oft Mitleid mit betroffenen und Hemmungen auf sie zu zu gehen. Aufgrund von Unwissenheit und mangelnder Erfahrung im Umgang mit den Menschen, ist Kommunikation oft erschwert. Ein normales aufeinander zu gehen ist nicht immer bedingungslos möglich.

Durch sehr anspruchsvoll strukturierte Anforderungen ist es unter anderem in den Schulen derzeit überhaupt nicht möglich eine inklusive Klasse zu etablieren und den Kindern die nötigen Kompetenzen zu vermitteln. Die Auflösung großer Wohnheime bedeutet für viele Behinderte, dass sie ihr zum Teil langjähriges Zuhause verlieren und einen Teil ihrer Selbstständigkeit und Bewegungsfreiheit einbüßen. Viele erkennen ihr „Anderssein“ und genießen es unter „Ihresgleichen“ zu leben. Wenn die Menschen in Ortskern- und Gemeindenähe gebracht werden ist eine Begegnung zwar sicher gestellt, doch die Stigmatisierung und Diskriminierung noch immer nicht beseitigt. „Normale“ Menschen wissen nicht wie sie mit den Behinderten umgehen sollen und wissen häufig gar nicht, was sie ihnen zumuten können oder haben gar Ängste oder Abneigungen gegenüber Behinderten.

4. Potenziale

4.1 „Volksheim“ Schweden

„Das Fundament des Heims ist Gemeinsamkeit und Einverständnis. Im guten Heim gibt es keine Privilegierten oder Benachteiligte, keine Hätschelkinder und keine Stiefkinder. Dort sieht nicht der eine auf den anderen herab, dort versucht keiner, sich auf Kosten des anderen Vorteile zu verschaffen und der Starke unterdrückt nicht den Schwachen und plündert ihn aus. Im guten Heim herrschen Gleichheit, Fürsorglichkeit, Zusammenarbeit und Hilfsbereitschaft. Auf das Volks- und Mitbürgerheim angewandt würde das den Abbau aller sozialen und ökonomischen Schranken bedeuten, die nun die Bürger in Privilegierte und Benachteiligte, in Herrschende und Abhängige, in Reiche und Arme, in Begüterte und Verarmte, in Ausplünderer und Ausgeplünderte teilen“ (vgl. Per Albin Hansson 1928/ zweite Kammer des Reichstags). Die Metapher des Volksheims prägte den heute oft als großzügigstes allgemeines Wohlfahrtssystem der Welt bezeichneten Staat. Schweden hat vorbildliche soziale Sicherungssysteme, wie freie Schulbildung, gute Kinderbetreuung,

Krankenpflege, Renten, Altenpflege, Sozialdienst. „Von jedem nach seinen Fähigkeiten zu jedem nach seinen Bedürfnissen“ war das radikale Motto beim Aufbau des schwedischen Wohlfahrtsstaates, in dem allen Einwohnern jederzeit eine grundlegende soziale Sicherheit in allen Phasen des Lebens garantiert werden sollte. Zwar hat der Staat bei der Umsetzung um die Metapher des „Volksheims“ Kompromisse angenommen. Doch der schwedische Wohlfahrtsstaat mit staatlich garantierter und finanzierter Grundsicherheit für die ganze Bevölkerung in seinen Hauptzügen ist auch weiterhin intakt. Schweden hat den Ruf eines fortschrittlichen Sozialstaat, in dem Menschen mit Behinderungen unter besseren Lebensbedingungen als in den meisten anderen Ländern leben. Der Integration von behinderten Schülern wird großes Gewicht beigemessen, durch Maßnahmen wie behindertengerechten Neubau aller Schulen und Kindergärten, sowie der Bereitstellung von persönlichen Assistenten für behinderte Schüler. Die meisten Schüler mit Behinderungen gehen in die Regelschule. Der Rest besucht Spezialklassen innerhalb der Regelschule. Schwedische Jugendliche haben bei PISA 2000 statistisch signifikant bessere Ergebnisse erzielt als deutsche Schüler. Unter anderem ist deutlich erkennbar, dass Kindern mit Migrationshintergrund in Schweden deutlich besser abschnitten haben als in Deutschland.

Kennzeichnend für das schwedische Bildungswesen ist das Schulkonzept „Kunskapensträd“, «Der Baum der Erkenntnis» – ein gemeinsamer Bildungsplan für Vorschule und Schule, in dem die frühkindliche Förderung im Zentrum steht: «Der Baum der Erkenntnis» basiert auf der ganzheitlichen Sicht auf das Kind und fügt die Lehrpläne für Vorschule und obligatorische Schule (bis zum 16. Lebensjahr) zusammen: „Die Entwicklung persönlicher Kompetenzen, das Kennenlernen von kulturellen und gesellschaftlichen Werten und die Aneignung von fachlichem Wissen werden in diesem Modell als Einheit gesehen“ (vgl. Martin R. Textor, Online-Handbuch für Kindergartenpädagogik). „Jedes Kind sollte in seinem eigenen Tempo klettern dürfen und in dem Takt lernen, wie sich Interesse und Reife einfinden“. Kinder sollen auf diese Weise auf Gebieten, die eher ihren Neigungen und Vorlieben entsprechen, schnell zur Baumkrone gelangen, während sie auf anderen Feldern nicht gedrängt werden und ihnen mehr Zeit gelassen wird. So wird der unterschiedlichen Entwicklung von Kindern Rechnung getragen. Schon im Vorschulalter kann gezielt geplant werden, welche Fähigkeiten sich ein Kind zum Erreichen der übergeordneten Ziele aneignen soll (vgl. M.Berger/L.Berger, Der Baum der Erkenntnis für Kinder und Jugendliche im Alter von 1-16 Jahren).

In der Baumkrone stehen die Ziele, die ein junger Mensch in den einzelnen Schulfächern erreichen sollte. Zweigschichten und Stamm zeigen den Weg dorthin. In den Wurzeln finden sich die fünf Säulen, auf denen nach schwedischer Erkenntnis die kindliche Entwicklung ruht : die sozialen, emotionalen, intellektuellen, motorischen und sprachlichen Fähigkeiten.

Erste Impulse, Menschen mit Behinderung als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger in der Gesellschaft einzubinden (Normalisierungsgedanke in den 50er Jahren), entwickelte der Däne Bank-Mikkelsen. Der Schwede Bengt Nirje arbeitete das Normalisierungsprinzip aus und strebte durch konkrete Zielsetzungen die Umsetzung an. Das Normalisierungskonzept sollte zu einem normalen Tagesrhythmus führen und strebte an, Arbeit, Freizeit und Wohnen zu trennen. Ein normaler Jahresrhythmus, sowie normale Erfahrungen im Ablauf des Lebenszyklus Normalen Respekt vor dem Individuum und dessen Recht auf Selbstbestimmung. Normale sexuelle Lebensmuster ihrer Kultur. Normale ökonomische Lebensmuster und Rechte im Rahmen gesellschaftlicher Gegebenheiten. Normale Umweltmuster und Standards innerhalb der Gemeinschaft (vgl. Nirje 1994, 13).

Vor etwa 25 Jahren begann die schwedische Regierung, die Heime schrittweise aufzulösen. Heute leben Menschen mit einer geistigen Behinderung oder einer körperlichen Behinderung in kleinen Wohngruppen oder einer eigenen Wohnung inmitten der Gesellschaft. Die Entwicklung von gemeindenahen Lösungen für alte und behinderte Menschen anstelle von Heimunterbringung und anderen Einrichtungen ist in Schweden leicht zu vollziehen. Zum Ersten aufgrund des höheren Anteils an behindertengerechten Wohnungen und zum Zweiten wegen des besser ausgebauten Netzes von ambulanten Diensten. In größeren Gemeinden bestehen Rund-um-die-Uhr-Dienste, die es vielen älteren und behinderten Menschen ermöglichen, in ihrer eigenen Wohnung anstatt in einem Altenheim oder einer anderen Einrichtung zu leben.

4.2 Generationendörfer

Um das gegenseitige Verständnis und den Dialog der Generationen und Kulturen zu fördern hat Salzburg schon 2003 das Projekt „Generationendorf“ gestartet. Inzwischen sind zehn Gemeinden und ein Stadtteil der Stadt Salzburg beteiligt, es gibt auch gelungene Beispiele aus Deutschland und der Schweiz. Durch das Zusammenleben in Mehrgenerationenhäusern wird Selbstständigkeit und Verständnis gefördert, alte Menschen gelten nicht als Lastfaktor, Kinder werden nicht als Störfaktor angesehen. In

einer Medieninformation der Gemeindeentwicklung vom Oktober 2005 zieht der Bürgermeister Bruno Wuppinger Bilanz über die Entwicklung seiner Gemeinde durch das Generationendorf-Projekt. Es habe zu einem neuen „WIR-Gefühl“ geführt. Menschen die sich bis dato nie am Gemeindeleben beteiligt haben hätten sich auf ganz neue Art engagiert (vgl. Medieninformation der Gemeindeentwicklung Salzburg, Oktober 2005, www.gemeindeentwicklung.at).

4.3 Inklusionsräume der Reittherapie

Vorurteile und Ängste entstehen aus Mythen, und Mythen erwachsen aus Unwissen. Das Wesen des Pferdes hat viele Vorzüge, die es als Vorbild für Inklusion geradezu prädestinieren und die zur Förderung der Inklusionsfähigkeit ausgesprochen wertvoll sein können. Das Pferd ist offen, neugierig und vorbehaltlos. Als typisches Herdentier hat es ein ausgeprägtes Sozialverhalten und Körpersprache. Es lebt im „Hier und Jetzt“ und ist frei von moralischen Wertmaßstäben und unabhängig von menschlichen sozialen Konventionen und Vorurteilen. So lässt es auch soziale Außenseiter positive Beziehungsinhalte in großer Eindeutigkeit erfahren und stört sich nicht an ungewöhnlichen Verhaltens- und Bewegungsmustern. „Dem Pferd ist es vollkommen egal, wie jemand aussieht oder welche Störung er hat. Es ist zu jedem gleich freundlich“ (vgl. Kubelka-Chimani). Das Pferd ist rücksichtsvoll, aber auch konsequent in seinem Verhalten und eindeutig in seiner Körpersprache. Reiten ist ein weit verbreitetes Hobby und der Umgang mit Pferden eine gemeinsame Leidenschaft von Menschen in allen Gesellschaftsschichten, mit und ohne Beeinträchtigungen. Egal ob behindert oder nicht behindert, arm oder reich, dick oder dünn, groß oder klein. Das Pferd zieht die unterschiedlichsten Menschen aus allen Nationen in seinen Bann und bleibt dabei unbeeindruckt von Äußerlichkeiten. Es reagiert ehrlich und gleich auf alle und hat keine Vorurteile.

Durch gemeinsame Zeit am Hof rücken Vorbehalte und Ängste automatisch in den Hintergrund. Das Kennenlernen, das gemeinsame Hobby und die Leidenschaft Pferd bildet einen Mittelpunkt. Gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen, das Entwickeln und Gestalten der Freizeit baut Grenzen ab und lässt den Inklusionsgedanken immer näher zu. Inklusion ist kein einseitiger Prozess. Zum Einen muss die Gesellschaft durch Kennenlernen und Begegnung Ängste abbauen und Missverständnissen vorbeugen, zum Anderen müssen die „zu Inkludierenden“ bereit dazu sein, sich nach ihren Möglichkeiten zu bewegen und einzubringen und die Sonderrolle abzulegen, auch wenn es unbequemer

ist. Es ist keine Hilfe etwas für jemanden zu tun, was er selbst erledigen könnte.

Durch die Unterschiedlichkeit der Menschen kommt es häufig zu Kommunikationsproblemen, unter anderem durch kulturelle Unterschiede. Aber auch innerhalb von Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft bestehen interkulturelle Differenzen, bedingt durch die unterschiedliche Art und Weise, die Wirklichkeit zu deuten und andere Menschen zu beurteilen.

Schwächen in der Kommunikation zeigen sich zum Beispiel in Spannungen, Unsicherheiten über das eigene Vermögen, Motivationsverlust, unklarer Ausstrahlung, sowie sich unverstanden zu fühlen, was wiederum zu Aggressionen, Ängsten, Depressionen, Diskriminierung, Ausschluss und Selbstausschluss führen kann. .

Mithilfe des Mediums Pferd können Voraussetzungen geschaffen werden, Kommunikationsprobleme zu klären und die eigene Persönlichkeit und das innere Team zu stärken.

Pferde sind unsere Spiegel, sie zeigen vorbehaltlos, wie jemand auftritt und was er ausstrahlt. Sie lehren den Menschen Reaktionen des Gegenübers selbstkritisch zu hinterfragen und die eigene Wirkungsweise und Ausstrahlung zu überdenken.

Während der Bodenarbeit, in der verschiedenste Aufgaben zu erfüllen sind und die Kommunikation zwischen Mensch und Pferd gefordert ist, aber auch beim Reiten und im gesamten Umgang lernt man Konsequenz, aber auch Toleranz, Annäherung und Rückzug, zu vertrauen und Vertrauen zu erfahren.

Das Pferd versucht zu verstehen, nachzufragen und zu erraten was es tun soll, spiegelt aber undeutliche Körpersprache durch Nichtverständnis, Unruhe oder umgelenktes Verhalten wider.

Beispielsweise durch stetiges Überprüfen ob (beziehungsweise warum) ein Kommando vom Pferd nicht umgesetzt wird und der Optimierung des eigenen Ausdrucks, wird Geduld geprobt und die Frustrationstoleranz ausgedehnt.

Pferde reagieren auf Bewegungen der Extremitäten, auf Stimme und sogar auf Mimik. Bei der Arbeit mit ihnen wird deshalb automatisch verbale und nonverbale Kommunikation geübt.

Fähigkeiten, wie präzise und eindeutige Signale zu geben, sachlich offen und in gegenseitiger Wertschätzung zu kommunizieren sowie emotional und sozial kompetent zu handeln werden verbessert.

Da Pferde es im Herdenverband gewohnt sind, regelmäßig die Rangordnung zu hinterfragen, ist es manchmal notwendig deutlicher zu werden und die eigene Dominanz durch selbstbewusste Körperhaltung und souveränes Auftreten klarzustellen.

Zurückhaltende, schüchterne Menschen bekommen neues Selbstbewusstsein.

Kommt es bei der Arbeit zwischen Pferd und Mensch zu Konflikten, ist es im Anschluss wichtig, wieder ohne Vorbehalt und mit sanften Hilfen neu anzufangen. Selbstkontrolle und bewusstes, spontanes Reagieren sowie im richtigen Moment loszulassen, Vergangenes zu verzeihen und offen für etwas Neues zu sein ist ein großes Privileg, das für einen tatsächlichen inklusiven Umgang unabdingbar ist.

Durch das Versorgen des Pferdes können Menschen, die selbst Hilfe bedürfen beziehungsweise erfahren, ihre eigene Nützlichkeit bewusster erleben. Das Selbstwertgefühl wird gestärkt, die Selbstwirksamkeit gefördert. Dank der Motivation durch das Pferd und die Herausforderungen haben Menschen die Möglichkeit, ihre eigenen Kompetenzen und Ambitionen zu erkennen und auszubauen. Bei der Arbeit mit dem Pferd wird das Handwerkszeug vermittelt Ideen zu entwickeln und bestimmte Ziele zu erreichen. Menschen können mit Hilfe des Pferdes lernen, immer selbstständiger zu werden. Mehr ohne fremde Hilfe zu erledigen und mehr Eigeninitiative einzubringen.

All diese Aspekte lassen sich zu nutze machen um die Inklusionsfähigkeit zu fördern. Die Weichen für einen partnerschaftlichen Umgang werden gestellt.

Wie in Punkt 3 aufgeführt leiden Menschen in allen Randgruppen oft an mangelndem Selbstwertgefühl, was wiederum zu Selbstausschluss und Unverständnis führt.

Bei der Arbeit mit Menschen mit Behinderung wird ein angemessenes Verhalten im Umgang mit anderen Menschen gelernt und Verhaltensstrategien entwickelt, um ausgrenzenden Reaktionen vorzubeugen. Durch bewusstes Einsetzen und Deuten von Körpersprache am Pferd, werden Ressourcen für Kommunikation freigelegt, welches besonders bei fehlender verbaler Sprache dazu beitragen können Konfliktsituationen zu entschärfen beziehungsweise diese zu vermeiden. Durch Übungen mit Annäherung und Rückzug wird die Nähe-Distanz-Regulation trainiert. Es kommt seltener zu Grenzüberschreitungen, ein angenehmes Miteinander wird erleichtert. Menschen werden angenommen wie sie sind, daraus resultiert, dass das Selbstwertgefühl steigt. Durch Begegnung und kennenlernen Anderer wird gleichzeitig ein Stück Hemmschwelle abgebaut und die Kompetenzen im Umgang mit Mitmenschen gestärkt. Dadurch, dass Menschen z.B. mit psychischer Erkrankung beim Umgang mit den Pferden ein neues Gefühl für sich selber erreichen, sich angenommen fühlen und ihre eigene Ausstrahlung

verstärken können und eine Begegnung mit anderen Menschen geradezu „nebenbei“ stattfindet, werden gleich mehrere Grenzen überwunden. Menschen die den Blick auf ihren Lebensinhalt und Selbstwert verloren haben, bekommen neue Perspektiven aufgezeigt. Leute die aufgrund ihrer Umstände sonst nicht das Haus verlassen, werden dazu motiviert, herauszukommen und sich am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen. Vorurteile werden entkräftet, Ängste abgebaut. In der Reittherapie lässt es sich leicht verbinden Integration, Verständnis, Toleranz, Verantwortungsgefühl und Selbstbewusstsein gleichzeitig zu stärken. Es entsteht eine gemeinsame Grundlage, auf der verschiedene Leute wirken und sich mit ihren unterschiedlichen Kompetenzen einbringen und ergänzen können. Schwer erziehbare Jugendliche und „austherapierte“ Patienten werden nicht auf ihrer Defizite und Fehlverhalten reduziert sondern bekommen ihrer Stärken aufgezeigt und werden von Pferd und Therapeut angenommen und respektvoll behandelt. Begegnung mit anderen Menschen werden mit positiven Momenten verknüpft, Bedenken werden abgebaut. Das Pferd differenziert nicht. Unterschiede werden als Normal vorausgesetzt, unterschiedliche Charaktere gewürdigt und Farbvielfalt begrüßt. Der Therapeut wertet nicht, es wird nicht nach Ähnlichkeit und Leistung in Gruppen eingeteilt. Der Schwächere erfährt Hilfe vom Stärkeren. So wird Hilfsbereitschaft und der partnerschaftliche Umgang noch mehr gestärkt. Die Alltagsbewältigung wird durch den normalen Ablauf trainiert. Durch planvolles Agieren rund ums Pferd bei der Versorgung, Vorbereitung und Arbeit mit dem Pferd wird das bewusste Handeln in Bezug auf Zeit und Ressourcen gestärkt. Selbstbestimmtes Verhalten und Eigeninitiative wird gefördert.

Die Fähigkeit eines Menschen, sich seine Stimmungen, Gefühle und Bedürfnisse einzugestehen und zu akzeptieren, sowie die Fähigkeit, deren Wirkung auf andere einzuschätzen, wird gestärkt und „Selbstbewusstheit“ geschaffen. Die Fähigkeit, emotionale Befindlichkeiten anderer zu verstehen und angemessen darauf zu reagieren, wird durch das Pferd geschult. Empathie ist ein wichtiger Aspekt bei der Arbeit mit dem Pferd und im Umgang mit Mitmenschen. Die Fähigkeit Kontakte zu knüpfen und tragfähige Beziehungen aufzubauen, gutes Beziehungsmanagement und Netzwerkpflege geschieht durch Begegnung am Stall automatisch. Die wichtige soziale Kompetenz wird besser (vgl. Goleman).

Für eine erfolgreiche Inklusion ist ein entsprechendes soziales Netzwerk notwendig. Inklusion ist möglich wenn gar nicht erst kategorisiert wird, sondern Gemeinsamkeiten, Individualität und Ressourcen von der frühen Kindheit an gefördert werden. Wenn Menschen sich bewusst für die Begegnung entscheiden und so gemeinsam die Kapazitäten optimal ausschöpfen. Die Reittherapie hat viele Ansätze, die Inklusion fördern.

Gegenseitiger Respekt wird verbreitet. Abweichungen werden nicht als Defizite wahrgenommen. Ausdrucksmöglichkeiten in der Kommunikation werden ausgebaut. Es entsteht ein Gemeinschaftsgefühl der Zugehörigkeit und des gegenseitigen Respekts. Jugendlichen und erwachsenen Menschen kann es durch den Umgang mit dem Pferd erleichtert werden, sich selbst und andere mit allen „Macken“ besser anzunehmen. Die Inklusionsfähigkeit, also die Bereitschaft einer Gesellschaft Menschen aufzunehmen, die anders sind und die Fähigkeit „anderer Menschen“, sich den Anforderungen einer Gesellschaft entsprechend zu verhalten, wird auf vielfältige Weise gefördert. Unter anderem trägt hier zu einem großen Teil unterstützend bei, dass verborgene Kompetenzen ans Tageslicht befördert werden. Inklusion wird durch Lernen am Model „Pferd“, durch Einsicht und Erfolg, Bestandteil des normalen Miteinanders. Besonders auch die Tatsache, dass mit Hilfe des Pferdes Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl gesteigert wird, trägt dazu bei eine Bereitschaft zu entwickeln sich in die Gesellschaft einzubinden und die Gemeinschaft mit seinen individuellen Eigenheiten zu ergänzen. Längerfristig muss Inklusion in frühesten Kindheit beginnen. Kindergärten sollten vermehrt integrativ sein. Das Bildungskonzept aus Schweden ist ein potenzielles Vorbild. Wenn bereits in der frühen Kindheit eine Begegnung zwischen Behinderten und nicht-behinderten stattfindet, sozial schwächere und emotional vernachlässigte Kinder die Möglichkeit hätten, sich angenommen zu fühlen, wäre der frühen Separation entgegen gewirkt und der „Selbstausschluss“ verhindert.

Eine optimale Inklusion wäre das Zusammenwirken der verschiedenen Modelle. Der Ansatz des sich gegenseitigen Helfens verschiedener Generationen ist vorbildlich, die unterschiedlichen Voraussetzungen werden optimal genutzt und die Kapazitäten ausgeschöpft. Doch Begegnung bedeutet Konfrontation, die alleinige Umsetzung von Generationendörfern wäre kontraproduktiv, da eine Art Zweitgesellschaft aus Randgruppen entsteht, die ein geschlossenes System darstellt.

6. Fazit

Durch Ausschluss delinquenten Menschen entzieht sich die Gesellschaft ihrer Verantwortung. „Problemmenschen“ sind Symptomträger und Indikator für Schwächen im System. Einen Ausschluss solcher Menschen empfinde ich als menschenunwürdig und grob fahrlässig. Durch Hinhören, aufeinander zugehen und Respekt sollte eine Grundlage geschaffen werden, einen Neuanfang zu ermöglichen und Schwächen im System zu korrigieren. Denn: „Wir alle brauchen Anerkennung von Außen. [...] Unser Bedürfnis nach

Anerkennung entspricht unserer Natur als Gemeinschaftswesen.“ (Daniel Goleman, EQ2. Der Erfolgsquotient, München 1999, S. 387).

Für mich ist Inklusion die Umsetzung des humanistischen Menschenbildes dass in jedem Menschen eine eigenständige, in sich wertvolle Persönlichkeit sieht und in Jedem die Verschiedenartigkeit respektiert. Inklusion fängt in den Köpfen und in den Herzen jedes Einzelnen an und ist ein nie endender Prozess. Eine Spirale die nach außen geht, immer größer wird und immer wieder neue Prozesse ins Rollen bringt und vor neuen Herausforderungen steht. Inklusion setzt ein umdenken in den Köpfen unserer Gesellschaft voraus. Dieser Weg wird kein leichter sein, aber jede Bewegung in diese Richtung ist ein Lohnenswerter Schritt.

"Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar."
Antoine Saint-Exupéry, "Le petit Prince", 1943)

Therapie ist ein vorbelasteter Begriff ist, der speziell Defizite betont. Ich würde die Bezeichnung Reittherapie gerne durch „Zum Pferd gehen, für alle die Wollen“ ersetzen. Dies baut zum Einen die Hemmschwelle ab, denn „eine Therapie zu machen“ ist ein Eingeständnis des „nicht in Ordnung sein“, zum Anderen gibt es dem Therapeuten und Klienten ein viel größeres Handlungsspektrum in die Hand. Sich von der Defizitorientierung zu lösen ist gelebte Inklusion.